



Kitty Ray

Himmel
über
Waterlain



Weltbild

Nach dem Tod ihrer Mutter lebt Rose Parfitt allein mit ihrem Vater Tom auf Waterslain. Umgeben von weiten Feldern und fruchtbarem Weideland liegt der Hof der Familie inmitten der idyllischen Landschaft Suffolks, doch Rose hat ihre Heimat nur als Kind genießen können. Ihr Vater kommt nicht über den Verlust seiner Frau hinweg, und je ähnlicher Rose ihrer Mutter wird, desto weniger Liebe kann Tom ihr geben. Als kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges Reuben auf Waterslain untergebracht wird, ändert sich für Rose und Tom das Leben schlagartig. Der junge Mann erobert nicht nur Toms Herz, sondern weckt auch bei Rose Gefühle, die sie bisher nur für ihren Jugendfreund und Verlobten Henry empfand. Kurz bevor Henry in den Krieg zieht, bittet er Rose, seine Frau zu werden. Rose gibt ihr Ja-Wort, nicht ahnend, dass die Macht bisher nie gelebter Gefühle stärker sein wird als sie ...

Kitty Ray

Himmel über Waterslain

Roman

Aus dem Englischen von Adelheid Zöfel

Weltbild

Die Autorin

Kitty Ray, geboren 1947, studierte an der Londoner St. Martin's School of Art und arbeitete lange Zeit als Modedesignerin. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in einem Cottage aus dem 17. Jahrhundert in Ipswich, Suffolk.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinere Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Kitty Ray

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Adelheid Zöfel

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock/Hemera

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-641-2

Februar 2000

Waterslain ist ein altes Wort hier in Suffolk; es bedeutet so viel wie »feuchter Grund«, Boden, der das Wasser hält und den man trockenlegen muss, um ihn nutzbar zu machen. Auch das Gehöft, das diesen Namen trägt, hat eine lange Geschichte. Es liegt an einem träge südwärts fließenden Fluss ganz in der Nähe des Dorfes Nettlebed, und derjenige, der das Gut angelegt hat, muss diesen Fluss sehr genau gekannt haben: Fast jedes Jahr tritt er über seine Ufer, aber Waterslain liegt genau oberhalb der Hochwassergrenze – nicht einmal die große Flut von 1939 erreichte es, obwohl selbst Ipswich, die Hauptstadt der Grafschaft, teilweise anderthalb Meter unter Wasser stand.

An einen Hügel geschmiegt, drängen sich die zu Waterslain gehörenden Gebäude am Ende eines schmalen Feldwegs – die Bewohner der Gegend nennen ihn Steig –, der in eine unbefestigte Zufahrt übergeht, ehe man das Haupthaus erreicht. Die Aussicht vom Wohnzimmer ist auf ihre karge Art sehr schön: ein kleiner, mit moosigen Steinplatten gepflasterter Hof, den eine flechtenbewachsene Mauer umgibt, und die Überreste eines Anbaus, der einst als Außentoilette diente. Hinter dem rostigen Eisentor und dem steilen Abhang erstreckt sich endlos eine Wiese, die, wenn der Fluss Hochwasser führt, gänzlich überschwemmt wird.

Im Inneren des Hauses herrscht hallende Leere: Die Möbel sind verschwunden, blasse Vierecke auf dem Fußboden lassen ahnen, wo früher bunte Flickenteppiche lagen, die Fenster sind blind und ohne Vorhänge, die nackten Dielen knarzen traurig bei jedem Schritt. Nächsten Montag fangen die Besichtigungen an, und Ende des Monats kommt alles – Haus, Scheune und Wiese – unter den Hammer.

Der Wohnbereich wirkt gemütlich – eine lange, niedrige Küche mit vielen Balken, eine dunkle Waschküche mit Steinfußboden, ein winziges Badezimmer, das offensichtlich erst später in die alte, mit Schiefer ausgelegte Speisekammer eingebaut wurde, und am anderen Ende des Korridors dann das von der Sonne durchflutete Wohnzimmer. Im oberen Stockwerk, das von der Küche aus über eine abgeschlossene Treppe zu erreichen ist, liegt rechts und links des schmalen Flurs je ein Schlafzimmer, mit schrägen Wänden unter dem strohgedeckten Steildach. Im linken Zimmer hat jemand in den Fenstersims einen Namen eingekerbt: HANNAH steht da, in klaren, schönen Großbuchstaben, und ein Datum, 4. Juni 1953, während im gegenüberliegenden Zimmer eine ältere Inschrift zu finden ist: ROSE PARFITT, 19. Juli 1923.

Blickt man von hier den Hügel hinauf, sind die schiefen Schornsteine von Marsh End zu sehen und das kleine Wäldchen, das alle Marsh Hill Spinney nennen. Dahinter sieht man eine Reihe majestätischer dunkelgrüner Steineichen, die dem Gehöft Holly Farm seinen Namen gegeben haben; wenn man das Fenster öffnet und sich weit hinausbeugt, erkennt man sogar die Kirchturmspitze von Nettlebed und den verzierten Glockenturm der Schule, die seit 1958 geschlossen ist und in ein Wohnhaus umgewandelt wurde. Das Dorf gehörte früher zu einem großen Landgut, das nach dem Ersten Weltkrieg aufgelöst wurde. Ein Postamt und eine Bäckerei gibt es hier längst nicht mehr; im Grunde ist Nettlebed heute nicht viel mehr als eine Ansammlung von Häusern mit einem heruntergekommenen Pub. Ein Teilzeitpastor, der für vier zerstreute Gemeinden zuständig ist, gibt sich dennoch alle

Mühe, irgendwie eine Art Gemeinschaftsgefühl entstehen zu lassen.

Waterslain ist noch keine Woche auf dem Markt, aber für diese Art von Objekt gibt es immer Interessenten, und der Makler hat bereits ein erstes Angebot bekommen: Ein Bauunternehmer möchte das Haus modernisieren und die Scheune in drei oder vier Wohneinheiten aufteilen.

Niemand kauft mehr solche alten Scheunen, um sie für ihren ursprünglichen Zweck zu nutzen. Bald wird das riesige Tor, durch das früher voll geladene Heuwagen rollten, verglast sein. An dem alten Gemäuer werden Blumenampeln hängen – Geranien, Lobelien, Steinkraut –, um der ländlichen Szenerie einen Hauch von Vorstadtcharme zu verleihen. Innen wird man unter dem hohen Dach Galerien einziehen, von denen mit Veluxfenstern ausgestattete Zimmer abgehen, man wird Treppen einbauen, und im Erdgeschoss werden Kamine aus Backstein und rustikale Küchen entstehen. Wasserrohre wird man verlegen, den Steig verbreitern, die Schlaglöcher ausbessern.

Das Haus steht seit vielen Jahren leer, aber in letzter Zeit hat sich sein Zustand noch verschlechtert. In der Küche kommt der Ruß herunter, in einem der Schlafzimmer hat sich Nassfäule gebildet; auf dem Strohdach wächst Grünschimmel; Ratten huschen unter den Bodendielen. Vielleicht kauft ein junges Paar oder eine Familie mit Kindern dieses Haus. Dann könnte es wieder zum Leben erwachen, wäre nicht mehr dem endgültigen Verfall preisgegeben. Werden die neuen Bewohner seine Geschichte spüren? Werden sie auf der Treppe Schritte hören, raunendes Wispern in der alten Waschküche?

»Wie hübsch altmodisch!«, werden die Leute sagen, wenn der Makler ihnen den rissigen Spülstein zeigt, die gusseiserne Pumpe, die immer noch funktioniert, und das Waschbrett, das hellgrau gebleicht ist, weil es unzählige Jahre lang mit Seife und Wasser traktiert wurde. Dass sie diese Andenken an eine untergegangene Welt behalten wollen, ist kaum anzunehmen. Und so wird bald nichts mehr an Rose und Reuben erinnern...

Kapitel 1

1940

Das Land unterhalb des Hauses, in dem Rose Parfitt an einem heißen Julitag 1923 geboren wurde, war seit Jahr und Tag nicht mehr trockengelegt worden, und nach ausdauernden Regengüssen trat der Fluss, der sich unten durchs Tal schlängelte, regelmäßig über die Ufer.

Natürlich nicht sofort – sein Fluss war etwas Besonderes, erklärte Tom mit geheimnisvoller Miene seiner Tochter Rose, die, frisch gewaschen und gewickelt, in den Armen ihrer Mutter lag. Sein Fluss konnte bis zu achtundvierzig Stunden, also zwei ganze Tage lang, den Atem anhalten, ehe er sich mit einem kalten, feuchten Seufzer über das Land ergoss. »Ach, Tom, red keinen Unsinn«, schimpfte ihn Prue lächelnd von ihrem Bett aus, und Tom schwieg betreten. Aber er konnte es nicht lassen, er wollte seiner neugeborenen Tochter unbedingt noch mehr von seinem Fluss vorschwärmen, und als Prue eingeschlafen war, entführte er Rose heimlich aus ihrer Wiege und trat mit ihr hinaus ins Mondlicht, um ihr die Landschaft zu zeigen. Leise wisperte er ihr ins Ohr: »Zwei ganze Tage – wie findest du das? Nicht übel, was, Rosie?«

Wenn der Fluss seinen kalten Atem schließlich doch aushauchte, drang das Wasser, anfangs zögernd, dann aber unaufhaltsam, durch die Lücken im Uferdamm. Das tiefer liegende Gelände war als Erstes betroffen, wenn die strömenden Fluten wie glitzernde Silberbänder dem Gitternetz der ehemaligen Entwässerungsgräben folgten, die vor langer Zeit, als das Land noch richtig bestellt wurde, gezogen worden waren. Bei einem schweren Unwetter verwandelten sich die Rinnsale in tiefe Lachen und schließlich in Seen, die ineinander übergingen, bis die ganze Wiese mit eisigem Wasser, das oft einen halben Meter hoch stand, bedeckt war. Mit väterlicher Nachsicht hatte Tom im Verlauf der Jahre immer wieder beobachtet, wie die Wassermassen langsam durch das Gestrüpp aus Erlen und Weiden stiegen, das er am Ufer hatte wachsen lassen, wie sie unter dem morschen Holzzaun hindurchkrochen, der sein vernachlässigtes Stück Land von John Catherwoods gepflegten Feldern trennte, und sich dann mit dem Paigle Beck verbanden, dem Bach, der an Walter Hendersons kleinem Anwesen vorbei bergabwärts sprudelte. Marsh End, wie Walters Hof genannt wurde, bestand aus einem strohgedeckten, baufälligen Häuschen, einem schlickigen Tümpel, ein paar windschiefen Nebengebäuden aus Wellblech und wenigen Hektar Weideland, die nach Norden und Westen hin von Marsh Hill Spinney begrenzt wurden. Alles in allem war Marsh End für John Catherwood ein noch weniger ansehnliches Nachbargrundstück als Waterslain, und John träumte von dem Tag, an dem er Walter endlich zum Verkauf überreden konnte. Aber wie schon sein Vater widersetzte sich auch Walter sämtlichen Angeboten, mochten sie auch noch so verführerisch klingen.

Nicht das Haus war es, das Tom Parfitt hierher gelockt hatte. Er war Schreiner von Beruf, und bevor er nach Suffolk zog, hatte er eine kleine Summe beiseite gelegt und suchte einen Hof mit Nebengebäuden, um sich eine Werkstatt einrichten zu können. Und

die riesige Scheune von Waterslain hatte ihn überzeugt – mit ihrem gewölbten Dach und dem hohen Gebälk wirkte sie wie eine Kathedrale, wozu auch die gigantischen Scheunentore beitrugen – ein Tor ging nach Osten, zum Fluss hin, das andere in Richtung Westen, damit die Heuwagen hineinfahren, abladen und wieder weiterfahren konnten, ohne wenden zu müssen. Eigentlich war die Scheune für seine Zwecke viel zu groß, aber nachdem er sie einmal gesehen hatte, musste er sie einfach haben. Er hatte in der weiten Leere des Raumes gestanden und den wispernden Geräuschen gelauscht, er hatte die Stäubchen im wirbelnden Sonnenlicht tanzen sehen und hatte gewusst: Hier will ich bleiben. »Du alter Sturkopf«, hatte Prue zärtlich gespottet, aber sie war klug genug gewesen, gar nicht erst zu versuchen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

John Catherwood, Toms Nachbar und der Besitzer von Holly Farm, lag ihm seit Jahren in den Ohren, er solle etwas wegen der Wiese unternehmen – Long Tye, dasjenige von Johns Feldern, das nördlich an Waterslain angrenzte, war ein Musterbeispiel landwirtschaftlicher Effizienz, mit einem erhöhten Treidelpfad und gewissenhaft gewarteten Drainagegräben. In Johns Augen war es eine unverzeihliche Verschwendung, gutes Land brachliegen zu lassen. Tom wusste allerdings, dass sich sein Freund nicht aus reiner Selbstlosigkeit um die Wiese sorgte, sondern durchaus eigene Interessen verfolgte. Wenn der Sommer einigermaßen trocken war, gestattete er John sogar, das Kreuzkraut auszupfen und die Wiese zu mähen, um das Heu als Futter für sein Vieh zu nutzen, aber wenn der Fluss Hochwasser führte, beeinträchtigte das auch Bottom Twenty, ebenfalls eines von Johns Feldern: Der Boden war dann zu feucht für seine Bergschafe. Als Prue nach drei Fehlgeburten nun endlich ihr erstes – und, wie sich herausstellen sollte, einziges – Kind zur Welt gebracht hatte, bot John an, das Problem mit der Wiese auf seine Kosten zu beheben, in der Hoffnung, Tom zu überrumpeln, solange dieser durch wichtigere Dinge abgelenkt war.

John und Tom standen nach Roses Geburt in der Küche, stießen mit zwei Flaschen Stout-Bier auf die Gesundheit von Mutter und Tochter an und gingen dann eine Weile nach draußen, während Johns Frau Betty bei Prue war. Sie lehnten am Zaun, der ihre beiden Grundstücke trennte, und John lenkte das Gespräch auf sein Lieblingsthema.

Es war ein heißer, windstillter Vormittag, der Boden war wie ausgedörrt; das Heu, das erst vor zwei Tagen gemäht worden war, schien schon trocken genug, um es zu wenden, und ein paar hundert Meter entfernt floss der Fluss brav zwischen seinen Ufern dahin, ein Abbild heiterer Unschuld. »Die Aktion würde mich höchstens drei, vier Tage kosten, Tom«, sagte John betont beiläufig. »Die Lücken im Uferdamm müssen aufgefüllt werden, die Gräben neu ausgehoben, und im Handumdrehen hast du ein hübsches Stück einträgliches Weideland. Wenn du willst, kann ich dir eins von meinen Jersey-Rindern borgen. Wunderbare Milchkühe, diese Jerseys. Prue würde sich bestimmt freuen, meinst du nicht? Frische Milch für die Kleine, in Hülle und Fülle!« Er zupfte an seinem Schnurrbart herum und musterte Tom verstohlen, um herauszufinden, wie sein Vorschlag ankam. »Ich habe letzte Woche das letzte Stück Schlachtvieh auf den Markt gebracht, das heißt, im Moment habe ich einen Landarbeiter frei. Den könnte ich dir schicken, sozusagen als vorzeitiges Taufgeschenk – was meinst du?«

Im Lauf der Jahre hatte Tom die Szenerie vor seiner Haustür immer mehr ins Herz

geschlossen. »In Suffolk bekommst du jede Menge Himmel für dein Geld«, hatte Prue ihre Heimat angepriesen, als sie frisch verlobt waren und sich überlegten, wo sie sich niederlassen sollten, und bisher hatte er noch keinen Anlass gehabt zu bedauern, dass er ihren Rat befolgt hatte, obwohl Prue zweifellos voreingenommen gewesen war. Die Landschaft wurde ihm nie langweilig; er beobachtete, wie sich mit der Witterung das Licht veränderte, er kannte die Vögel, die kamen, wenn die Wiese überschwemmt war, die Möwen und Kiebitze, die Brachvögel und Austernfischer; ja, oft schwamm sogar ein Schwanenpaar vornehm über den vergänglichen See, den der Atem des Flusses geschaffen hatte – weithin sichtbar glitten die beiden Tiere über die überschwemmte Wiese, einmütig wie ein Liebespaar, das durch den Park schlendert.

Tom konnte nicht erwarten, dass John ihn verstehen würde. Ein einziges Mal hatte er versucht, ihm zu erklären, was ihn an Waterslain gereizt hatte, aber ihm war sehr schnell klar geworden, dass sich sein Nachbar nicht für leere alte Scheunen erwärmen konnte, genauso wenig wie für die Stimmungen des Flusses oder das wechselnde Farbenspiel auf seiner vernachlässigten Wiese. John interessierten andere Dinge: Ordnung und Wohlstand, reife Gerstefelder, begrenzt von dicht gestaffelten Hecken, ein Vorrat an säuberlich gestapelten Heuballen, der auch für den härtesten Winter ausreichte, oder die erfolgreiche Drillingsgeburt seines liebsten Cheviot-Schafes.

»Meine Frau ist eigentlich ganz zufrieden, so wie es ist«, entgegnete Tom jetzt in einem Tonfall, der deutlich signalisierte, dass er das großzügige Angebot seines Freundes nicht annehmen wollte. »Prue mag Veränderungen nicht besonders. Außerdem, wie würde ich meiner Rose erklären, wenn sie erst einmal groß ist, dass ich dir erlaubt habe, ihre Wiese kaputtzumachen?«

Er und John hatten ihr Land bei derselben Insolvenzversteigerung erstanden und waren in derselben Woche eingezogen. Von Nettlebed, dem nächsten Dorf, lag Holly Farm eine Meile entfernt, Waterslain fast zwei, und Prue und Betty hatten sich rasch angefreundet – beide frisch verheiratet, beide in der Stadt aufgewachsen und bemüht, irgendwie mit dem Landleben zurechtzukommen. Sie besuchten sich oft, tauschten Rezepte aus und redeten bei Tee und selbst gebackenem Kuchen über die Freuden und Leiden des Ehealltags. Tom, der seine Frau nur ungern mit anderen teilte, verhielt sich Betty gegenüber anfangs ziemlich schroff – »wirklich, sehr unfreundlich!«, beklagte sich Prue –, und nur weil seine Frau seine schlechten Manieren nicht hinnehmen wollte, hörte er schließlich auf zu murren, wenn sie in Bettys Auto zum Einkaufsbummel nach Market Needing fuhr oder nach Holly Farm spazierte, um den halben Ballen Chintz zu bewundern, den ihre Freundin als Sonderangebot bei Footman's erstanden hatte, »unglaublich preiswert, findest du nicht?« Als John seinen Nachbarn die Nachricht überbrachte, dass Betty ihr erstes Kind erwartete, war Tom hoch erfreut – er hoffte, nun würde er Prue wieder ganz für sich haben.

Tom Parfitt war schon Mitte dreißig, als er Prudence Jardine einen Antrag machte – fast auf den Tag genau ein Jahr nach dem Ende des Krieges. »Warum hast du bis heute gewartet?«, neckte ihn Prue. Aber er hatte so lange gebraucht, um sich einigermaßen von dieser Zeit des Grauens zu erholen. Er hatte die Schlacht um Passchendaele miterlebt –

aber da er schon immer Pazifist gewesen war, hatte er sich 1914 bei den Sanitätern gemeldet, um wenigstens nicht an der Front kämpfen zu müssen. Dem sinnlosen Wüten des Krieges war er trotzdem nicht entkommen. Wenn sie am Ende des Tages losgeschickt wurden, um die Verwundeten und Toten einzusammeln, sah er das Blutbad aus nächster Nähe; er kannte das Leben der Soldaten in den Schützengräben, er hatte am eigenen Körper die Auswirkungen von Phosgengas mitbekommen. Ende 1917 wurde er als Kriegsversehrter nach Hause geschickt, und da war es Prue, die ihn gesund pflegte, Prue, die ihm Mut zusprach, wenn er befürchtete, von den Albträumen in den Wahnsinn getrieben zu werden.

So hatte er sie kennen gelernt. Die beiden waren ein eigenartiges Paar: Tom, ein tapsiger Riese mit Stiernacken, großen, sommersprossigen Händen und einem dichten rotblonden Lockenschopf, und Prue, eine zarte kleine Person mit glatten braunen Haaren. Sie reichte ihrem Liebsten nur bis an die Brust, und dass die Leute belustigt lächelten, wenn sie Hand in Hand mit Tom über das Krankenhausgelände wanderte, schien sie nicht weiter zu stören. Überhaupt war sie nicht so schnell aus der Ruhe zu bringen; und diese Aura heiterer Gelassenheit hatte Tom von Anfang an unwiderstehlich angezogen.

Für Prue war es nicht leicht gewesen, miterleben zu müssen, wie Betty innerhalb von drei Jahren ihre Familie vervollständigte – zuerst bekam sie eine Tochter, die sie Alice nannte, und dann einen Sohn, der den Namen Henry erhielt. Prue hingegen versuchte vergeblich, ein Kind auszutragen. Vier Jahre lang musste sie auf Rose warten, obwohl sie jeden Sonntag in der Kirche um die Erfüllung ihres Kinderwunsches betete.

»Ich bin nicht meinetwegen traurig«, sagte sie immer wieder, wenn sich Monat für Monat ihre Hoffnungen zerschlugen, »es geht mir eher um dich, Tom, Liebster ...« Tom, der für Gespräche mit Gott noch nie viel übrig gehabt hatte und dem es eigentlich nichts ausmachte, dass seine Frau ihm keinen Sohn und Erben schenkte, fragte sich nach einer Weile, ob es vielleicht doch seine Schuld war – womöglich lag es an seinem mangelnden Enthusiasmus, dass der Allmächtige Prue ausgerechnet das vorenthielt, was sie sich am meisten ersehnte. Die drei Fehlgeburten – die erste unglücklicherweise in der Zeit, als Betty problemlos ihre zweite Schwangerschaft durchlebte – quälten Prue entsetzlich, während Tom eigentlich erst zu leiden begann, als seine Frau schließlich ein Kind zur Welt gebracht hatte: Schon wenige Tage nach Roses Geburt packte ihn blinde Eifersucht – er konnte es kaum mit ansehen, wenn Prue das Baby an die Brust legte. Er wurde richtig wütend, wenn sie ihn mitten im Satz unterbrach, um ihn auf die perfekte Schönheit dieses kleinen Geschöpfes hinzuweisen, und wenn sie nachts aus dem Bett schlüpfte, weil aus Roses Wiege ein kaum hörbares Wimmern gedrungen war, fühlte er sich richtig verlassen. Diese Gefühle trübten seine Freude am Glück seiner Frau, und er wünschte sich insgeheim, sie könnten den früheren Zustand wiederherstellen, als Prue ihm und nur ihm allein gehört hatte.

Und dann, im Herbst 1929, gut sechs Jahre, nachdem Prue bekommen hatte, worum sie so beharrlich gebetet hatte, wurde sie krank. Es war nur eine harmlose Erkältung, aber sie griff die Bronchien an und entwickelte sich innerhalb kürzester Zeit zu einer schweren Lungenentzündung. Eine Woche später starb Prue. In ihrem Tod sah Tom eine doppelt grausame Ungerechtigkeit, denn es waren doch seine Lungen, die durch die

Gasangriffe unheilbar beschädigt waren und Tag und Nacht wie zwei undichte Blasebälge pfeifen. Dass Rose nichts dafür konnte, sagte ihm natürlich der Verstand – das Kind, das Prue zurückgelassen hatte, war ein süßes kleines Mädchen und unendlich liebenswert –, aber da er jedes Mal, wenn er sie anschaute, an ihre tote Mutter denken musste, konnte er ihre Gegenwart kaum ertragen.

Seit Prues Tod waren inzwischen zehn Jahre vergangen; manchmal glaubte Tom, es wäre gestern gewesen, dann wieder kam es ihm wie eine halbe Ewigkeit vor, dass er ihre leichten Schritte auf der Treppe gehört hatte – und wann hatte er sie das letzte Mal singen gehört, während sie Wasser aus dem Brunnen pumpte oder am Spülstein in der Waschküche die Laken schrubbte? In den ersten Wochen nach ihrem Tod war er oft froh darüber gewesen, dass er Johns Angebot, die Wiese trocken zu legen, ausgeschlagen hatte, denn wenn ihm alles über den Kopf zu wachsen drohte, wenn selbst die Fürsorge für seine kleine Tochter ihm sinnlos erschien, wenn der Schmerz sogar das Ein- und Ausatmen zu einer enormen Kraftanstrengung werden ließ, dann konnten nur der Fluss und die Wiese, das sich ständig verändernde Bild der Landschaft, ihn vor der Verzweiflung bewahren. Als Betty Catherwood aus Sorge um das Wohlergehen des Kindes die kleine Rose kurzerhand nach Holly Farm mitnahm («... nur für ein paar Tage, lieber Tom, bis du dich wieder besser fühlst ...»), als er den Gott seiner Frau immer wieder wegen seiner unbarmherzigen Gleichgültigkeit verfluchte, als die alten Albträume wiederkehrten und er nicht mehr wusste, wie er weiterleben sollte, da half ihm nur eins – schau zum Fluss, sagte er sich immer wieder; egal, wie rau das Wetter ist, wie finster die Wolken sind, der Fluss hört nicht auf zu fließen, zu atmen. Langsam und unter Qualen gelang es ihm, Prues Tod wenigstens so weit zu akzeptieren, dass er die Entscheidung ihres Schöpfers mit etwas mehr Nachsicht betrachtete. Auf die einzige Art, die er kannte, kämpfte er sich durch seinen Schmerz: Tagsüber stürzte er sich in die Arbeit, harte, körperliche Arbeit, damit er nachts wenigstens ein paar Stunden schlafen konnte, und wenn es ihm auch nie gelang, seine mutterlose Tochter so zu lieben, wie Prue es von ihm erwartet hätte, fiel es ihm doch mit der Zeit immer leichter, sie um sich zu haben.

Kapitel 2

Betty Catherwood stellte den Lieferwagen am Straßenrand ab und ging an den Armeelastern vorbei, die in Viererreihen geparkt den gesamten Bahnhofsvorplatz versperrten. Sie musste zum Fahrkartenschalter. Auf dem Sportplatz neben den Bahngleisen war eine Zeltstadt errichtet worden, und neben dem Kohlendepot hockten bei einem halbfertig aufgebauten Flakgeschütz ein paar Soldaten, die rauchten und in ein lebhaftes Gespräch vertieft waren.

Auf dem Bahnsteig wimmelte es von khakifarbenen Uniformen, und aus dem Zug, der soeben aus Norwich eingetroffen war, kletterten immer noch mehr Soldaten. Als der Stationsvorsteher vom Fenster seines Büros Betty in ihrer Uniform entdeckte, winkte er sie zu sich.

»Nichts als Chaos heute, Mrs. Catherwood!«, begrüßte er sie, als sie eintrat. »Den ganzen Morgen geht das schon so, und mit jedem Zug kommen mehr. Wie soll ich denn unter diesen Bedingungen dafür sorgen, dass die Züge pünktlich abfahren? Wie viele Evakuierte erwarten Sie heute?«

»Acht, Mr. Quinton.« Betty warf einen kurzen Blick auf ihre Liste: drei Jungen und fünf Mädchen. Sie hatte die Ersten schon entdeckt, kleine Gestalten, die aus einem Wagen der dritten Klasse stiegen, alle mit Schildchen an ihren Jacken und mit den vorgeschriebenen Gasmasken über der Schulter, billige Pappkoffer und Wachstuchbeutel krampfhaft an sich gepresst.

»Aha!« Mr. Quinton wischte sich mit einem nicht mehr ganz sauberen Taschentuch den Schweiß von der Stirn und ließ seinen Blick über die Menge schweifen. »Da sind sie ja, Ihre Schützlinge. Am besten machen wir uns gleich auf den Weg zu ihnen.«

Betty folgte ihm hinaus auf den Bahnsteig, musste in dem allgemeinen Gewühle immer wieder einem Soldaten mit Leinensack ausweichen und begann unterwegs schon mal nachzuzählen – fünf, sechs, sieben ... Mist, dachte sie, während sie sich blitzschnell duckte, um nicht von einem Bündel Spaten getroffen zu werden, das gerade aus dem Zugfenster geladen wurde – warum gibt es jedes Mal einen, der in letzter Minute verloren geht? Vor ihr kämpfte sich Mr. Quinton den Zug entlang und knallte die Türen zu; der Zugwärter wartete ungeduldig auf das Signal, um seine grüne Flagge schwenken zu dürfen. Betty beschleunigte ihren Schritt und erreichte die Kindergruppe gerade in dem Moment, als der letzte Junge aus der Wagentür kam und die Stufen hinunterplumpste.

»Hoppla!«, rief Mr. Quinton munter und half dem Jungen wieder auf die Beine. »Sieht aus, als müsstest du mit diesen Dingen noch ein bisschen üben!« Krücken!, dachte Betty entsetzt – warum legt man uns immer ein Kuckucksei ins Nest?

Diese Gruppe war seit Jahresbeginn schon die dritte, die Nettlebed zugeteilt wurde. Doch im Mai war Felixstowe bombardiert worden, seit Juni durfte man nicht mehr an die Küste fahren, und den ganzen August hindurch hatte es in Suffolk schwere Luftangriffe gegeben – meist ziemlich weit weg, Gott sei Dank –, deshalb waren die ersten Flüchtlinge schon wenige Wochen nach ihrer Ankunft wieder nach London zurückgereist, da sie glaubten, in ihren eigenen Betten sicherer zu schlafen als in der offenen Weite East Anglias. Seit Beginn dieses Monats, das heißt, seit dem Eintreffen der letzten Flüchtlinge,

war allerdings so gut wie jedes Bett im Dorf mit einem rotznäsigen, käsebleichen Kind aus Bethnal Green, Stoke Newington, Whitechapel oder Bermondsey belegt, und Betty wusste schon bald nicht mehr, welche Freunde und Nachbarn sie noch fragen konnte. Sie hatte sich sogar gezwungen gesehen, eine Mutter mit fünf Kindern, deren Haus in Stepney zerbombt worden war, in Silverlea unterzubringen, einem der beiden Landarbeiterhäuschen in der Church Lane, die zu Holly Farm gehörten. Dadurch hatte sie sich endlose Schwierigkeiten mit Johns Viehhüter George und seiner Frau Ida eingehandelt, die nebenan in Lindenlea wohnten und sich nicht ohne weiteres mit den rüden Umgangsformen und der derben Sprache der Flüchtlinge aus London abfinden wollten.

»Also gut«, verkündete sie. »Je schneller wir wissen, wer wie heißt, desto schneller können wir euch alle zu euren neuen Familien bringen.«

Der Junge mit den Krücken hieß Reuben – »Lechitowski«, sagte er leise, als Betty versuchte, seinen schwierigen Nachnamen von der Liste abzulesen. Man spürte, er war es gewohnt, dass hierzulande niemand seinen Namen richtig aussprechen konnte. Und Betty wusste, dass er ein Problemfall sein würde. Über den ganzen Bahnhofsvorplatz humpelte er hinter den anderen her, und als Betty endlich einen Soldaten aufgetrieben hatte, der ihn auf den Lieferwagen hievte, hatte sie schon resigniert; seit Fred nach der Schlacht von Dünkirchen als vermisst gemeldet worden war, flehte Joyce Medler von der Bäckerei sie an, ihr einen starken Jungen zu bringen, der im Laden mithelfen konnte, aber dieser hier – der auf dem Papier so perfekt geklungen hatte – würde Joyce' Erwartungen bestimmt nicht erfüllen.

Als die erste Evakuiertenwelle ins Dorf schwappte, hatte Betty ziemlich schnell begreifen müssen, wie wichtig es war, für jedes Kind genau die richtige Familie zu finden. Zum Beispiel Billy Elms: Er kannte jeden Fluch, jedes schmutzige Wort auf dieser Welt, und er war ein Experte im Umgang mit der Schleuder – allerdings wählte er für seine Schießübungen meist die falschen Ziele. Solange er bei Miss Larkin im Postamt untergebracht war, jagte eine Katastrophe die nächste. Als er dann zu Walter Henderson kam, wurde zwar kein Engelchen aus ihm, aber er verhielt sich einigermaßen erträglich, denn Walter spannte ihn sofort ein. Billy musste die Hühner füttern, den Schweinestall ausmisten und mit seiner Schleuder die Zahl der Ratten niedrig halten. Pro Woche bekam Walter zehn Schilling und sechs Pence Kostgeld, was ihm ermöglichte, sich hin und wieder etwas Besonderes zu leisten, und so profitierten beide Seiten. Es sei alles eine Frage der Organisation, hatte Betty damals der Frau von der Quartierverwaltung gesagt, man müsse eben für jedes der kleinen Würmchen die passende Heimat finden. Der Junge mit dem fremdländischen Namen stellte sie allerdings vor ganz neue Schwierigkeiten.

Als sie ihre Papiere noch einmal durchging, bestätigte sich ihr Verdacht: In den Unterlagen fand sich nicht der geringste Hinweis darauf, dass es eventuell problematisch sein könnte, den Jungen unterzubringen. Als eines der Kinder, dem die lange Warterei zu langweilig wurde, sich in breitestem Cockney beschwerte, dass es hier nach Kacke stinke, erwiderte Betty ungehalten: »Schafe und Mist gehören zum Leben auf dem Land, daran gibt es nichts zu rütteln, also gewöhnt ihr euch am besten gleich daran.«

Um in Holly Farm den Jungen wieder vom Lieferwagen herunterzuholen, musste sie

erst George rufen, der gerade Steckrüben für das Vieh zerstampfte. Sie bemühte sich, ihre schlechte Laune abzuschütteln, und scheuchte ihre Schützlinge über den Hof in die große Küche, drückte jedem ein Stück Brot mit Käse in die Hand und rief dann die Quatierbeamtin in London an.

»Was ist das überhaupt für ein Name, Lecki... was? Ich kann das gar nicht aussprechen!«, schimpfte sie. »Und finden Sie nicht, Sie hätten vielleicht wenigstens diskret andeuten können, dass er –« sie senkte die Stimme, damit der Junge drüben in der Ecke sie nicht hören konnte »– dass er ein Krüppel ist?« Die Frau am anderen Ende der Leitung entschuldigte sich, konnte ihr jedoch auch nicht weiterhelfen. Der Junge stamme aus Polen, erklärte sie, er sei nach England geschickt worden, um dort seine Tuberkulose auszukurieren. Das Sanatorium sei jedoch geräumt worden, weil dort eine Spezialstation für Verbrennungsoffer eingerichtet werde, und seine einzige Verwandte in England, eine Tante, liege nach einem Luftangriff schwer verletzt im Krankenhaus. Man rechne nicht damit, dass sie durchkomme, und ihr Mann weigere sich, den Jungen aufzunehmen, also habe er kein Zuhause. »Und angesichts der Verhältnisse in Europa kann ich ihn wohl kaum nach Polen zurückschicken, oder?«, sagte sie vorwurfsvoll. »Aber Sie kriegen das bestimmt wunderbar hin, Mrs. Catherwood – schließlich ist doch alles nur eine Frage der Organisation, nicht wahr? Und wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden, ich habe im Moment entsetzlich viel zu tun ...« Mit diesen Worten legte sie auf, und Betty konnte nur noch hilflos den Kopf schütteln. Warum hatte sie sich überhaupt bereit erklärt, als freiwillige Helferin diese Aktionen zu koordinieren, wenn es ihr keine Menschenseele dankte?

Sie war immer noch dabei, sich eine Strategie zu überlegen, als John von West Meadow heraufkam. Er hatte dort mit Henry die letzten Kartoffeln gelesen. »Wie wär's mit Tom?«, schlug er vor, nachdem er einen kurzen Blick auf den Jungen geworfen hatte, der allein und mit grimmiger Miene vor seiner Suppe saß, während die anderen Kinder quietschend und lachend um den Küchentisch herumrannten. »Für Tom wäre es sicher nicht schlecht, wenn er ein bisschen Abwechslung hätte, und außerdem hat er doch das Zimmer im Erdgeschoss, genau das Richtige für einen Jungen mit Krücken – und überhaupt.«

»Du hast absolut Recht!«, rief Betty erleichtert. »Warum bin ich da nicht selbst draufgekommen?« Sie überließ es John, mit dem Jungen zu reden, während sie die anderen Kinder einsammelte und in den Morris pferchte, um mit ihnen ins Dorf hinaufzufahren. Die endgültige Entscheidung wegen Reuben verschob sie auf später.

Ihre Stimmung verschlechterte sich augenblicklich wieder, als sie vom Steig in die Church Lane einbog und vor Lindenlea von Ida Partridge angehalten wurde, die sich mal wieder über ihre neuen Nachbarn beschweren wollte.

So ging es den ganzen Nachmittag, bis weit in den Abend hinein. Bei jeder Übergabe mussten Formulare ausgefüllt und Fragen beantwortet werden, sie musste den Leuten erklären, auf welche Zuwendungen sie Anspruch hatten, in welche Schule das Kind geschickt werden sollte, ob es Nissen hatte, ob es noch ins Bett machte, wie viel Taschengeld gezahlt wurde. Gegen Ende war Betty fast so müde und quengelig wie ihre Schützlinge. Und während sie kreuz und quer durchs Dorf kutscherte, kamen ihr doch wieder Zweifel wegen des Jungen, den sie zurückgelassen hatte. Tom hatte gerade eine

komplizierte Auseinandersetzung mit dem lokalen Landwirtschaftskomitee hinter sich, weil er sich der Anweisung, seine Wiese umzupflügen, seit fast einem Monat konsequent widersetzte. Die Situation hatte sich erstaunlicherweise zu Toms Gunsten geregelt, als ein neuer, unerfahrener Inspektor mit einem Gerichtsbeschluss aufkreuzte und feststellen musste, dass das umstrittene Gelände fast einen halben Meter unter Wasser stand. Betty war gleich den Steig hinuntergeeilt, in der Hoffnung, ihren Nachbarn in etwas umgänglicherer Stimmung anzutreffen als sonst – vielleicht konnte sie ja eine grundsätzliche Zusage von ihm bekommen, dass er ein evakuiertes Kind beherbergen würde. »Nein!«, hatte Tom mürrisch geantwortet. »Wie oft soll ich es dir noch sagen, dass ich nichts mit diesen Evakuierten zu tun haben will!«

Als Betty nun endlich in Richtung Holly Farm fuhr, die schmalen Straßen entlang, die noch gefährlicher als sonst waren, weil die Scheinwerfer überklebt werden mussten und überall tiefe Wasserpfützen standen, fasste sie einen Entschluss. Sie würde das Problem erst morgen angehen. Heute Abend war sie einfach zu kaputt, um den Kampf mit Tom aufzunehmen.

Sie ließ den Morris im Hof stehen und betrat durch die Hintertür das Haus, als die Uhr auf dem Kaminsims im Wohnzimmer zehnmal schlug. Die Schläge hallten leise im Korridor wider, und Betty schloss behutsam die Tür hinter sich, knipste das Licht an und horchte, an die Wand gelehnt, dem letzten Glockenschlag nach, bis Stille eintrat.

Alle waren schon zu Bett gegangen, doch in der großen Küche mit dem schweren schmiedeeisernen Kaminherd, dem langen Tisch aus Kiefernholz und den rußigen Wänden, war es noch schön warm. Bess, Henrys nicht mehr ganz junge schwarze Labradorhündin, lag auf ihrem üblichen Platz neben dem Herd ausgestreckt und hielt Wache. John hatte das Feuer eingedämmt, die Verdunkelung aufgehängt und die Öllampe auf der Anrichte brennen lassen, um Strom zu sparen. Auf dem Tisch lag ein Zettel, mit einem Glas Milch als Briefbeschwerer: Habe unseren Gast in der Abstellkammer untergebracht – ganz schön anstrengend, der Junge!

Betty zog die Handschuhe aus, rieb die kalten Hände aneinander, beugte sich zu Bess hinunter, die aufgestanden war und sie mit freudigem Schwanzwedeln begrüßte. »Das ist alles furchtbar ärgerlich, Bess«, beklagte sie sich bei der Hündin, während sie ihren Hut abnahm. »Findest du nicht, jemand hätte so nett sein können, mich wegen des Jungen zu warnen? Und woher soll ich wissen, ob Waterslain überhaupt der richtige Ort für ihn ist?«

Sie ließ sich auf den nächstbesten Stuhl fallen und wartete, bis Bess sich zu ihren Füßen niedergelassen hatte. »Ich würde ihn ja hier behalten, aber unser Haus ist rappellvoll – die Sache kann einem wirklich die Laune verderben!« Sie trank durstig einen Schluck Milch aus dem Glas, verzog aber gleich das Gesicht, weil sie schon leicht säuerlich schmeckte. »Jetzt ist es sowieso zu spät, um noch etwas zu unternehmen. Also denken wir morgen früh noch mal darüber nach, einverstanden?«

Sie erhob sich müde, kippte den Rest Milch in die alte Keramikschüssel, die bei der Tür zur Speisekammer auf dem Fußboden stand, und schaute zu, wie Bess diese unerwartete Delikatesse gierig aufschlabberte. »Es ist ja nicht so, dass ich Tom nicht mag, aber warum muss dieser Kerl es einem nur immer so schwer machen?«

Wie oft hatte sie Prue warnend darauf hingewiesen, sie schränke sich viel zu stark ein,

wenn sie auf jede von Toms Launen eingehe. Bei John war es anders, ihn konnte man mit ein bisschen Nachhelfen relativ leicht auf den richtigen Kurs bringen, während sich Tom von keinem steuern oder beeinflussen ließ, auch bevor er Prues zivilisierenden Einfluss verloren hatte. Rose für ihr Vorhaben einzuspannen, würde auch nicht viel bringen – wie oft hatte Betty Tom schon vorgeworfen, er vernachlässige das Kind, ohne dass es auch nur im Mindesten gefruchtet hatte.

»Na, dann«, sagte sie und beugte sich etwas steif zu Bess hinunter, um sie hinter den Ohren zu kraulen, »morgen bringe ich den kleinen Kerl runter nach Waterslain, und ich kann nur hoffen, dass Tom ein bisschen mehr Entgegenkommen zeigt, wenn er vor ihm steht.«

Noch einmal ließ sie den Blick über die nächtliche Küche schweifen, über den gescheuerten Tisch mit den unterschiedlichen Stühlen, den großen Küchenschrank, auf dem sich alles Mögliche aus dem Familienleben stapelte, das mit Hemden, Unterwäsche, Blusen und Hosen verzierte Trockengestänge über dem Kaminherd. In ein paar Stunden würde es hier wieder zugehen wie im Taubenschlag. Die kleinen Gäste von Holly Farm würden herumwuseln – die achtjährigen Zwillinge Jack und Sammy, die sich in Alices Zimmer ein Bett teilten, Ruby, Marlene und die kleine Nettie, die wie die Ölsardinen in dem kleinen Schlafzimmer neben Henrys Zimmer schliefen – sie würden ihr Frühstück verlangen, ehe sie sich auf den Schulweg machten; John würde eine Pause einlegen, nachdem er die Kühe gemolken hatte, würde in Socken herumtapsen und sich mit einem Schmalzbrot stärken, ehe er seine Füße wieder in die Stiefel zwängte und sich zu den Schafen begab, während George, der einzige fest angestellte Landarbeiter, der Holly Farm geblieben war, sich um die Kälber kümmerte. Henry, mit seinen knapp achtzehn Jahren schon fünf Zentimeter größer als sein Vater, würde schläfrig am Tisch hocken, seinen Tee trinken und mit der herablassenden Arroganz eines jungen Erwachsenen die Späßchen der Kleineren beobachten und noch ein bisschen Zeit schinden, ehe er sich an sein Tagwerk machte – das Reinigen der Gräben und das Stutzen der Hecken zwischen Ten Acre und Top Field. Nur Alice fehlte.

Ihre Tochter Alice hatte sich Ende des vergangenen Jahres freiwillig gemeldet und sich dem Women's Royal Navy Service angeschlossen. Jetzt arbeitete sie für ein Projekt, das so geheim war, dass die es selbst der eigenen Mutter nicht verraten durfte. Bis heute hatte Betty es nicht geschafft, ihrer Tochter zu entlocken, was sie eigentlich machte. Nicht den kleinsten Hinweis. »Ach, weißt du«, antwortete sie immer ausweichend, wenn Betty sie während der kurzen wöchentlichen Telefongespräche aushorchen wollte, »das Übliche – Korrespondenz und Ablage, den typischen Bürokratismus, nichts, was dich interessieren würde, Mum.« Die spärlichen Informationen, die Betty sich hatte beschaffen können, stammten hauptsächlich von Alices Vermieterin: Sie arbeite sechzehn Stunden am Tag, hatte die ältere Dame ihr anvertraut, und außerdem habe sie an jedem Finger einen Verehrer, Männer mit und ohne Uniform. In den letzten Monaten war Alice nur zweimal zu Hause gewesen, aber immerhin konnte Betty erhobenen Hauptes zu den Versammlungen der kirchlichen Mothers' Union gehen – ihre Tochter kämpfte für die gute Sache, sie engagierte sich. Aber eigentlich wäre es ihr viel lieber gewesen, wenn Alice endlich einen netten jungen Mann finden und mit ihm eine Familie gründen würde.

Schon als kleines Kind war Alice ein Wildfang gewesen und hatte ihre Mutter ständig auf Trab gehalten. Die Gelegenheit, die der Krieg ihr bot, hatte sie sofort mit beiden Händen ergriffen. Seit sie von zu Hause weg war, hatte sie mindestens ein Dutzend Freunde gehabt und drei Heiratsanträge abgelehnt. Betty machte sich allmählich Sorgen, ob ihre Tochter je zur Vernunft kommen würde. »Wenn du nicht aufpasst«, hatte sie beim letzten Telefongespräch zu ihr gesagt, »dann endest du noch als alte Jungfer, und das wird dir Leid tun.«

Und Henry, der ihr als Kind nie Kummer gemacht hatte, trieb sie jetzt mit seiner Ruhelosigkeit zur Raserei: Er wollte unbedingt etwas tun, seinen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen leisten. »Red keinen Unsinn, Junge«, schalt sie ihn fast täglich. »Du bist noch viel zu jung, und außerdem, was denkst du, warum man als Landwirt freigestellt wird? Dein Vater hat sowieso schon viel zu wenig Leute, da will er dich nicht auch noch verlieren!« Sie hatte das unerfreuliche Gefühl, dass Henry ihr gar nicht mehr zuhörte. Den Besuch der Landwirtschaftsschule hatte er schon verschoben, um seinem Vater aushelfen zu können, und Johns Antrag auf eine Landarbeiterin, die gemeinsam mit Rose die Lücke, die durch Bobs und Eddies Abwesenheit entstanden war, füllen konnte, hatte Henrys Frustration nur noch gesteigert. Wahrscheinlich wäre er längst abgehauen, vermutete Betty, wenn es ihm nicht so schwer gefallen wäre, sich von Rose zu trennen, mit der er jetzt seit drei Jahren zusammen war.

Morgen früh musste ein ganzer Stapel Wäsche gebügelt werden, so viel stand fest; das Messinggeschirr wartete darauf, poliert zu werden, der Küchenboden sollte dringend nass gewischt werden, und in der Speisekammer hatten sich wieder Mäuse eingenistet. Sie war mit dem Obsteinmachen im Verzug, denn George Partridges Tochter Marge, die ihr sonst im Haushalt half, hatte ausgerechnet letzten Monat gekündigt, um in der Rüstungsfabrik von Norwich zu arbeiten – ein denkbar ungünstiger Zeitpunkt. Sie musste Rose bitten, ihr beim Pflaumeneinmachen zur Hand zu gehen, ehe sie verdarben, beschloss Betty.

Sie drehte den Docht der Lampe herunter, löschte die Flamme und ging den spärlich beleuchteten Korridor hinunter. Als sie an der Abstellkammer vorbeikam, blieb sie stehen. Vielleicht sollte sie noch kurz nach dem Jungen sehen, ob auch alles in Ordnung war? Sie zögerte einen Augenblick, horchte, doch dann straffte sie sich und ging zur Treppe. Morgen früh war früh genug ...

In der Kammer lag Reuben Lechitowski auf dem Rücken und starrte zur Decke. Sein Bein schmerzte von der ungewohnten Anstrengung. Wenn er sich umdrehte und eine bequemere Lage suchte, begann seine Pritsche bedenklich zu wackeln. So blieb er lieber stocksteif liegen, aus Angst, nicht mehr aufstehen zu können, wenn das Bett umkippte. Er schloss die Augen, öffnete sie jedoch gleich wieder. Er spürte einen Lufthauch, konnte aber nichts sehen. Pechschwarze Nacht. Schon wieder eine neue Erfahrung nach diesem langen, anstrengenden Tag voller neuer Eindrücke!

Er spitzte die Ohren. Sonst hatte er immer das Gehuste und Geschniefe der anderen Patienten gehört, das Quietschen der Bettfedern, wenn sich jemand umdrehte. Hier murmelte keiner im Schlaf. Als er draußen vor der Tür leise Schritte zu hören glaubte,

richtete er sich mühsam auf, versuchte, sein Gewicht auf die Ellbogen zu stützen. Mrs. Catherwood, vermutete er. Sie war zurückgekommen, nachdem sie die anderen evakuierten Kinder abgeliefert hatte. Reuben mochte ihren Mann, er war groß und schlank, hatte einen verwegenen graubraunen Schnurrbart, und wenn er lachte, verschwanden seine strahlend blauen Augen in einem Meer aus kleinen Fältchen. Aber Mrs. Catherwood mit ihren grau melierten Haaren und der Dauerwelle, dem riesigen Busen und dem Feldwebelton, erinnerte ihn an Schwester Maitland, und das war kein Kompliment. Dass sie ihn als Krüppel bezeichnet hatte, konnte er ihr nicht verzeihen. Hatte sie ihn deshalb hier zurückgelassen, als sie die anderen Kinder zu ihren neuen Familien brachte? Hatten sich die Leute wegen seiner Behinderung geweigert, ihn aufzunehmen? Mrs. Catherwood hatte richtig erobost geklungen, als sie am Telefon über ihn sprach, aber als sie sich später direkt an ihn wandte, hatte sie die ganze Zeit gelächelt. Mit erhobender Stimme sprach sie betont langsam, als wäre er nicht nur lahm, sondern auch noch taub oder schwer von Begriff. Die Art, wie sie das Wort Krüppel aussprach, hatte ihn schockiert – als wäre es etwas Widerwärtiges. Da war es ja noch leichter gewesen, ans Bett gefesselt zu sein, umgeben von anderen, denen es nicht besser ging als ihm, und so zu tun, als wäre er einfach nur krank, denn eines Tages würde man bestimmt ein Mittel gegen Tuberkulose finden, und dann könnte er gesund und munter als ganz normaler Junge das Krankenhaus wieder verlassen.

»Du hast Glück gehabt, mein Junge«, hatte Dr. Sugarman am Anfang zu ihm gesagt, als der Schmerz und die Einsamkeit unerträglich gewesen waren und er mit seinem Gewimmer die gesamte Station nachts wach gehalten hatte. »Wenn die Krankheit deine Lungen angegriffen hätte, wärest du jetzt schon tot.« Er war sieben Jahre alt gewesen, als Maria, die Kusine seiner Mutter, die mit Dr. Sugarman verheiratet war, mit ihm die lange, verwirrende Reise von Warschau nach London machte und dann alles für ihn übersetzen musste, weil er kein Wort Englisch verstand.

Für eine Heilung war es schon damals zu spät gewesen; die Tuberkulose, die der Hausarzt in Polen nicht erkannt und deshalb auch nicht behandelt hatte, war schon zu weit fortgeschritten; das erkrankte Gewebe musste wegoperiert werden, um zu verhindern, dass sich die Erreger noch weiter ausbreiteten. Dr. Sugarman entfernte am rechten Schenkel große Teile des Muskels und der Sehnen. Dadurch versteifte sich das Hüftgelenk, aber die Schmerzen ließen nach. Dr. Sugarman verordnete strikte Bettruhe, und so kam es, dass Reuben die nächsten sieben Jahre seines Lebens damit verbrachte, auf dem Rücken liegend die Risse an der Decke zu studieren. Und seine Welt, die bisher aus dem bunten, lärmenden Leben einer europäischen Großstadt bestanden hatte, schrumpfte zusammen auf eine graue Krankenstation in einem tristen viktorianischen Sanatorium im Süden Londons.

Bei schönem Wetter rissen die Schwestern die hohen Türen am anderen Ende des Zimmers auf und rollten ihre Patienten hinaus auf die Steinterrasse, von wo aus man wenigstens die grünen Rasenflächen und die hohen Hecken sehen konnte. Draußen stützte sich Reuben dann immer auf seine Ellbogen und legte den Kopf in den Nacken, um möglichst viel Sauerstoff einzuatmen; nach dem stickigen Geruch im Krankenzimmer war die frische Luft so belebend, dass er das Gefühl hatte, eine eiskalte Flüssigkeit würde

durch seine Lungen rauschen. Doch damit war Schluss, als der Luftkrieg begann. Bei einem nächtlichen Angriff waren die Fenster zu Bruch gegangen, ein Scherbenhagel hatte sich über die Betten nahe der Fenster ergossen. Der halbe Garten war zerstört, und die Leiterin des Sanatoriums erachtete es als zu gefährlich, die Patienten ins Freie zu bringen, da sie befürchtete, Hitlers Luftwaffe könnte sie erspähen und an ihnen ein Exempel statuieren.

Eines Morgens war Reuben um fünf Uhr hochgeschreckt: Schwester Hammond beugte sich über ihn, den dicken Zeigefinger auf die Lippen gepresst, damit er gar nicht erst auf die Idee kam, irgendwelche Fragen zu stellen. Sie half ihm beim Ankleiden, packte seine wenigen Besitztümer in einen kleinen Koffer und bedeutete ihm, ihr aus dem Krankensaal zu folgen, vorbei an den schlafenden Kindern, mit denen er die letzten sieben Jahre verbracht hatte. Dann stand er mit zusammengekniffenen Augen im hell erleuchteten Büro von Schwester Maitland, versuchte mühsam, mit seinen neuen Krücken das Gleichgewicht zu halten, und durfte endlich den Mund aufmachen.

»Ich verstehe gar nichts mehr!«, protestierte er. »Was ist los? Wohin bringen Sie mich? Fahre ich nach Hause?«

»Hör gut zu, Reuben«, begann Schwester Maitland und blickte von den Unterlagen auf ihrem Schreibtisch hoch. »Ich habe gute Nachrichten für dich – du wirst uns heute verlassen. Dr. Sugarman hat für dich einen Aufenthalt auf dem Land arrangiert, weit weg von diesen fürchterlichen Bombenangriffen! Das ist eine große Ehre, musst du wissen – du bist der Erste deiner Station, der gehen darf. Nun? Freust du dich denn gar nicht?«

Mit sieben Jahren war er aus der Welt, die er kannte, herausgerissen worden, hatte eine schmerzhaft Operation über sich ergehen lassen müssen und war dann auf engstem Raum mit einem Dutzend fremder Jungen zusammengepfercht worden, von denen keiner seine Sprache sprach. Als Allererstes hatte Reuben gelernt, seine Gefühle wegzuschieben, damit die Einsamkeit und die Angst ihn nicht erdrückten. Deshalb nickte er jetzt nur stumm.

Weil die Krücken so unbequem waren, konnte er sich gar nicht richtig auf das, was die Schwester sagte, konzentrieren. Erst vor drei Wochen hatte er begonnen, mit ihnen zu üben, sie drückten in den Achselhöhlen, obwohl Schwester Jamieson sie extra noch gepolstert hatte.

»Grässlich dürr biste, Reuben Leck«, hatte sie in ihrem breiten schottischen Akzent geschimpft, als er seine ersten ungeschickten Gehversuche machte. »Hätteste mal jeden Tag brav deinen Eintopf gelöffelt, statt uns immerfort freche Streiche zu spielen, fändeste das jetzt gar nicht so schwer –«

Albie war es gewesen, der Junge in Reubens Nachbarbett, der das Tellerspiel erfunden hatte. »Wollen wir wetten, Leckie?«, hatte Albie gesagt. »Wetten, dass ich heut Abend meinen vollen Teller länger verkehrt rum halten kann als du!«

Es war Donnerstag, und donnerstags gab es immer kaltes Hammelfleisch mit Graupen, und Reuben ließ sich nur auf die Wette ein, weil er sie verlieren wollte. Er konnte Graupen nicht ausstehen – die glitschigen Körner schmeckten nach nichts, und wenn er sie hinuntergewürgt hatte, lagen sie ihm wie Blei im Magen, und ihm war immer ein bisschen schlecht. Also streckten er und Albie die Arme hoch und drehten ihre Teller um.

Die anderen Jungen machten es ihnen nach, einer nach dem anderen. Die Wette setzte sich von Bett zu Bett fort und wurde den Kindern auf der anderen Seite des riesigen Saals zugerufen.

Bei Frankie, der drei Betten von Albie entfernt lag, gehorchte die schleimige Pampe zuerst dem Gesetz der Schwerkraft und plumpste herunter. Frankie war nicht gerade der Hellste und hatte den Fehler gemacht, sich den Teller direkt über den Kopf zu halten, und so landete der Brei mit einem saftigen Platsch direkt auf seinen Haaren und seinem Gesicht. Erbost schrie er auf, was bei seinen Nachbarn schadenfrohes Gegröhle hervorrief. Bald tobte der ganze Saal, es war ein einziges Pfeifen und Johlen, bis Schwester Hanley und Schwester Woodhouse erschienen, um nach dem Rechten zu sehen. Inzwischen hatte sich der Breimatsch über den ganzen Raum verteilt: Er klebte auf dem Fußboden, den blassgrünen Steppdecken, auf Schlafanzügen und Kissen, auf den bleichen Gesichtern und den dünnen Armen. Aber trotz der Standpauke von Schwester Hanley hatte sich der klebrige Spaß gelohnt, und Reuben, der seine Wette verloren hatte, überließ seine Graupen widerspruchslos seinem Nachbarn Albie.

Jetzt fragte er hilflos: »Wohne ich bei Maria?«

Schwester Maitland schaute Schwester Hammond fragend an. »Nein«, antwortete sie und ordnete ihre Papiere. »Das ist leider nicht möglich. Deine Tante ist – das heißt, die Umstände ... Nein, bedauerlicherweise nicht.«

Reuben hatte also keine andere Wahl, als sich von Albie, Charlie Higgs, Peter Alyn und den anderen zu verabschieden.

Auf der Fahrt nach Suffolk verfiel er in eine Art Trance, er hörte nur diese seltsam klingenden Namen: »Manor Park!« »Goodmaeys!« »Romford!«, die jedes Mal, wenn der Zug in einem Bahnhof hielt, von den anderen evakuierten Kindern begeistert mitgerufen wurden. Als ihnen das Spiel langweilig wurde, schlief Reuben für einen kurzen Moment ein, schreckte aber bald wieder hoch, weil um ihn herum alle aufgeregter »Das Meer! Das Meer!« schrien. Der Zug ratterte durch eine ungewohnte Marschlandschaft: Inseln aus schilfgrünen Grasbüscheln zwischen silbergrauen Wasserflächen. Möwen folgten dem Zug mit heiseren Schreien, und obwohl der Rauch der Lokomotive in den Waggon drang, roch die Luft nach Salzwasser, nach Fisch, nach Weite. Was für ein Geruch – belebender als alles, was Reuben kannte, berauscher noch als daheim im Warschauer Lazienki-Park, wo er, wie er sich undeutlich erinnerte, als kleiner Junge mit seiner Mutter oft spazieren gegangen war. Obwohl es ihm schwer fiel, erhob er sich, humpelte zum Korridor, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und versuchte, möglichst viel von dieser Luft einzuatmen, bis seine Augen so tränkten, dass er nichts mehr sehen konnte.

Nach dem Marschland kamen grüne Felder, weidende Kühe, frisch gepflügte Erde und immer wieder Ausblicke aufs Meer und auf steile Uferböschungen. Zwischen Himbeersträuchern, Haselnussbüschen und dichtem Gestrüpp tauchten strohgedeckte Häuser auf. Reuben wollte alles in sich aufnehmen und verbrachte deshalb den Rest der Fahrt auf seine Krücken gestützt am Fenster. Noch lange, nachdem sie ihr Ziel erreicht hatten, hörte er im Kopf den ratternden Rhythmus der Räder – rattatataa, rattatataa, rattatataa ...

Und nun lag er hier auf dieser wackeligen Pritsche und konnte nicht einschlafen. Er riss

die Augen auf, in der Hoffnung, das Dunkel vielleicht doch durchdringen zu können. Im Krankensaal hatte die ganze Nacht über Licht gebrannt und einen matten Gelbschleier über alles gelegt. Die Krankenschwestern waren mit quietschenden Gummisohlen über die polierten Fußböden geeilt, wenn sie zu später Stunde in regelmäßigen Abständen ihre Runden machten, um aufzupassen, dass keiner ihrer Patienten es wagte, ohne ihr Wissen von dieser Welt zu scheiden. Manchmal leuchteten sie einem mit ihren Taschenlampen direkt ins Gesicht und schimpften, wenn man sie, aufgeweckt durch den hellen Schein, erschrocken anstarrte. »Immer noch wach, Leckie? Schlaf endlich, sonst gib'ts morgen Ärger mit der Oberschwester!«

Erschöpft schloss Reuben wieder die Augen und flüchtete sich in die Erinnerungen, zurück in sein Leben vor dem Krankenhaus.

Hier ist die Wohnung in der Sienna-Straße. Mama stellt Blumen in eine Vase, Halinka sitzt am Klavier und übt Tonleitern. Tatus sitzt an seinem Schreibtisch und bereitet seine Vorlesungen vor, während Zosia auf dem Teppich liegt und mit ihrer Puppe spielt ...

Wie schon tausendmal zuvor versuchte er, sich die Stimme seiner Mutter ins Gedächtnis zu rufen. Er würde ja gar nicht mehr alles verstehen, was sie sagte, selbst wenn er sie hören könnte. Inzwischen sprach er leidlich Englisch – gelernt hatte er es von Albie und den anderen Jungen im Krankenhaus, von den Schwestern und Besuchern. Nachdem er anfangs kein Wort verstanden hatte, war ihm in den vergangenen sieben Jahren nun nach und nach seine Muttersprache abhanden gekommen. Nur ein paar Wörter und Redensarten, die sich hartnäckig in den hintersten Ecken seines Gedächtnisses festklammerten, waren ihm geblieben.

Es war fast sechs Wochen her, dass seine Tante Maria ihn das letzte Mal im Sanatorium besucht hatte, und jedes Mal, wenn er nach ihr fragte, hatte er die gleiche Antwort bekommen: »Mrs. Sugarman geht es leider nicht gut ...« Niemand wollte ihm sagen, was ihr fehlte oder wann sie wieder bei ihm vorbeischauen würde. Maria war seine einzige Verbindung zur alten Heimat gewesen. Normalerweise war sie immer am ersten Montag des Monats gekommen, bei Wind und Wetter – diesen Termin hatte sie nie verpasst. Sie hatte ihm Mamas Briefe vorgelesen, anfangs auf Polnisch, aber als sie merkte, wie sehr er sich bemühte, mit den anderen Jungen in Kontakt zu kommen, hatte sie begonnen, die Briefe zu übersetzen und ihm die Wörter zu erklären. »Wir reden von jetzt an immer Englisch miteinander«, hatte sie gesagt, »dann lernst du es ganz schnell.« Und mit Marias Hilfe hatte sich ihm der Inhalt dieser Briefe unauslöschlich eingeprägt.

... Heute ist die kleine Zosia in die Schule gekommen. Sie hat sich sehr gefreut. Aber sie fragt immer wieder, wann du endlich nach Hause kommst, weil sie dir die Bilder zeigen will, die sie für dich malt ... Halinka lässt herzlich grüßen. Sie hofft, dass du keine schlimmen Schmerzen hast. Tatus findet es sehr lobenswert, dass du Englisch lernst ... Ich schicke dir etwas zu deinem Geburtstag – eine Schachtel himmlisch süße Datteln, mit Palmen auf dem Deckel und dazu eine kleine Holzgabel. Wenn du die Früchte isst, denke dabei an deine Mama, an Tatus und an deine lieben Schwestern ...

Dann, im vorletzten Sommer, war ein Brief eingetroffen, der völlig anders klang: ... Es tröstet uns sehr zu wissen, dass du in England und damit in Sicherheit bist. Die Lage auf dem Kontinent ist furchtbar, nicht nur die entsetzlichen Ereignisse in Niemcy, auch in

Österreich und in der Tschechoslowakei passiert Schlimmes. Wir bangen um unser armes Polen, von Tag zu Tag mehr ...

Seit fast einem Jahr hatte er keinen Brief mehr erhalten, und obwohl Maria ihm immer wieder versichert hatte, er brauche sich keine Sorgen zu machen, hatte er doch gespürt, dass auch sie beunruhigt war.

Um sich die Szenerie in der alten Wohnung deutlicher vorstellen zu können, hielt er den Atem an, aber auch das half nichts. Er konnte zwar das Klavier hören, konnte hören, wie der Füllfederhalter seines Vaters über das Papier kratzte, doch die Geräusche waren weit weg, als würde irgendwo im Nebenzimmer ein Radio spielen. Welche Farbe hatte der Teppich? Beim Fenster stand ein Tisch mit Tischdecke, aber wie sah sie aus? Er konnte sich erinnern, dass seine Mutter oft nähte, dass sie Kissen bestickte, aber wo stand ihr Nähkasten? Er war jetzt vierzehn Jahre alt. Während der letzten sieben Jahre war das Sanatorium sein Zuhause gewesen, Maria und die anderen Patienten seine Familie. Warum hatte ihm niemand gesagt, was mit Maria los war? Und nun war er wieder in einer neuen Umgebung, bei Menschen, die er nicht kannte. Wie sollte er ohne Marias Hilfe überleben?

Ganz langsam drehte er sich auf die Seite und tastete im Dunkeln nach seiner Hose, die auf dem Boden lag, zog sie zu sich und wühlte in den Taschen. Die erste war leer, aber in der zweiten Hosentasche knisterte es viel versprechend. Er zog ein Foto heraus und strich liebevoll darüber. Obwohl er nichts sehen konnte, wusste er, dass sich die Ecken verbogen hatten und das Bild immer knittriger wurde. Er konnte die kleinen Risse mit den Fingerspitzen spüren. Morgen musste er das Foto wieder zu Mamas Briefen packen, die er zwischen den Socken ganz unten im Koffer verstaut hatte. Und sobald er wusste, wo er untergebracht wurde, musste er einen sicheren Aufbewahrungsort dafür finden. Er ließ seine Finger über das Bild wandern. Wenigstens konnte er sich die Gesichter vor Augen rufen, wenn er wollte – aber Halinka war inzwischen sechzehn und Zosia fast elf. Würde er seine Schwestern überhaupt noch erkennen, wenn er ihnen auf der Straße begegnete?

Im Sanatorium hatte man versucht, ihn von den Kriegsberichten abzuschirmen, aber Mrs. Brown, die jede Woche ein paar Stunden kam, um den Jungen Lesen und Schreiben beizubringen, brachte gelegentlich eine Tageszeitung mit, und Albie hatte ihm oft die Artikel aus der Times laut vorgelesen. »He, Leckie, hör dir das mal an! Gestern Morgen wurde gemeldet, dass Warschau heftig bombardiert wurde ...« Zu dem Artikel gehörte ein Foto, das eine Straße zeigte, die Reuben nicht erkannte, und auf einem zweiten waren Kinder zu sehen, die einen Schützengraben aushoben – gierig hatte er die Gesichter studiert, ob vielleicht ein bekanntes darunter war. »Klingt nicht gut, Leckie!« Auch über Luftangriffe auf Krakau wurde berichtet, und immer neue Schlagzeilen: Mutiges Polen; Polens großer Kampf; Schwere Kämpfe an der Ostfront. Charlie Higgs entdeckte einen Artikel mit der Überschrift Nazis bombardieren Zivilisten und las stockend und mit vielen Aussprachefehlern eine Liste von kleineren und größeren Städten vor, die für so genannte »Strafaktionen« ausgewählt worden waren – Warschau mit seinen Vorstädten, Bialystok, Czestochowa, Gdynia, Lodz, Poznan, Skierniewice, Tomazow, Wilno, Zdunska und ein Dutzend andere – über eintausendfünfhundert Tote und viele tausend Verwundete ...

selbst Wohnviertel und Arbeitersiedlungen wurden bombardiert ... Gleich nach Silvester fand Albie im Innenteil der Zeitung eine kurze, unauffällige Mitteilung, die für Reuben noch bedrohlicher klang als alles Bisherige: Mr. Bialobrzski, Professor für Physik an der Universität Warschau, wurde von der deutschen Besatzungsmacht erschossen. Auch Tatus arbeitete an der Universität Warschau.

Das Foto, das Reuben jetzt in der Hand hielt, hatte er kurz nach seiner Ankunft in England ganz unten in dem Koffer gefunden, den Mama für ihn gepackt hatte. Es war im Sommer des Vorjahres aufgenommen worden, von einem Fotografen in der Panska-Straße. Reuben erinnerte sich noch ganz genau – jedes Mal, wenn der Fotograf die ganze Familie so hingesezt hatte, wie er sie haben wollte, fing Zosia an herumzukaspersn, und alles musste neu geordnet werden. Ganz vorn saß er selbst. Seinem verdutzten Gesicht konnte man ansehen, dass er nicht auf das Blitzlicht gefasst gewesen war, obwohl das fiebrige Glitzern in seinen Augen sicher auch mit der Tuberkulose zu tun hatte, die er damals schon in sich trug, was man ihm ansonsten jedoch nicht ansah. Was war, wenn Mama und Tatus gar nicht mehr lebten? Wenn sie alle tot waren, ausgelöscht, als hätten sie nie existiert? Reglos lag Reuben da, den bitteren Geschmack der Angst im Mund. Er steckte das Foto wieder an seinen Platz und drückte sich die Hose an die Brust: Schützend schlang er die Arme um seine Familie und wartete darauf, dass ihn der Schlaf endlich erlöste.

Sirenengeheul und das ferne Dröhnen von Flugzeugmotoren ließen ihn hochfahren. Verstört horchte er in die Nacht. »Bestimmt gefällt es dir auf dem Land«, hatte Schwester Maitland ihm beim Abschied versprochen. »Da gibt's keine Bombennächte.« Aber diese Geräusche kannte er nur allzu gut.

Das Motorengebrumm verhallte, die Sirene heulte wieder, diesmal zur Entwarnung. An Einschlafen war nicht mehr zu denken. Er konnte nur noch hoffen, dass bald der Tag anbrechen würde.